

Amy Hatvany
Ein Platz in deinem Herzen

Amy Hatvany

Ein Platz in deinem Herzen

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Alexandra Kranefeld

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
Heart Like Mine bei Washington Square Press,
A Division of Simon & Schuster, Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Super Snowbright* liefert
Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

© 2013 by Amy Hatvany

All rights reserved

© der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Blanvalet Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: © Getty Images/Glow Images

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-0520-2

www.blanvalet.de

*Für Anna, meine Bonus-Tochter,
die einen Platz in meinem Herzen füllte, von dem ich nicht
wusste, dass es ihn gab.*

So viele Herzen, so viele Arten von Liebe.
Leo Tolstoi, *Anna Karenina*

Jedes Herz singt ein Lied, unvollständig,
bis ein anderes Herz zurückflüstert.
Plato

Grace

Später würde ich zurückblicken und mich fragen, was genau ich in dem Moment getan hatte, als Kelli starb.

Alles war wie immer, als ich am Morgen das Haus verließ. Da war kein Gefühl drohenden Unheils, kein düsterer Soundtrack, der mir ankündigte, dass mein Leben sich bald von Grund auf ändern würde. Da waren nur Victor, der noch in unserem Bett lag und schlief, und ich, die ich wie immer versuchte, ihn nicht zu wecken, als ich ihn zum Abschied küsste, ehe ich aus dem Haus ging.

Es war ein Freitag Ende Oktober, ich stieg in meinen Wagen und fuhr zur Arbeit. Auf meiner üblichen Strecke in die Innenstadt sah ich die Skyline von Seattle sich dunkel gegen den morgenroten Himmel abheben. »Guten Morgen«, begrüßte ich meine Assistentin Tanya, als ich ins Büro kam. Tanya sah wie immer umwerfend aus, mit ihrer Haut wie dunkle Schokolade und der Vorliebe für farbenfrohe Kleider, die ihre üppigen Kurven betonten. »Wie Jennifer Hudson vor *Weight Watchers*« hatte ich sie meiner besten Freundin Melody beschrieben, nachdem Tanya sich bei mir um die Stelle beworben hatte.

»Morgen«, antwortete sie, so vertieft in ihre Arbeit, dass sie kaum vom Computer aufblickte. Ihre rot lackierten Fingernägel klackerten über die Tastatur. Vor sechs Monaten hatte Tanya mit ihren zwei kleinen Kindern noch in einem unserer Frauenhäuser gelebt. Sie hatte dringend

einen Job gebraucht und ich händeringend eine Assistentin gesucht, weshalb wir wie füreinander geschaffen schienen. Vorigen Herbst hatte ich den Posten als CEO von Second Chances übernommen, und ich war noch immer unglaublich stolz darauf, eine Organisation zu leiten, die in den frühen Neunzigern als einfache Telefon-Hotline für misshandelte Frauen begonnen hatte und mittlerweile ein vielseitiges Programm bot, das von akuter Krisenintervention und psychologischer Beratung bis zu Wohnmöglichkeiten und Hilfe bei der Jobsuche reichte. Anfang diesen Jahres hatten wir unseren ersten eigenen Secondhandladen eröffnet; bevor die Sachen in den Verkauf gingen, konnten unsere Frauen sich aus den gespendeten Kleidern aussuchen, was sie für Vorstellungsgespräche, einen neuen Job oder die ersten Schritte hinaus in ein neues Leben brauchten. Neben Personal und Finanzen war ich ganz allgemein für den reibungslosen Ablauf des Programms zuständig. Angenommen hatte ich die Stelle aber vor allem deswegen, weil es mir wirklich eine Herzensangelegenheit war, Frauen wie Tanya zu helfen, sich ein neues Leben aufzubauen.

Ich hatte unten im Café einen Latte für sie geholt und stellte ihn in ihre Reichweite, ging dann in mein Büro und schloss die Tür hinter mir. Ich nahm an, es würde ein Tag wie jeder andere werden. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch, fuhr den Rechner hoch und warf einen Blick in meinen Kalender. Außer ein paar Telefonaten stand heute nur die Teambesprechung um vierzehn Uhr an. Also beschloss ich, die Klientenakten durchzugehen, die Tanya mir auf den Schreibtisch gelegt hatte. Die Entscheidung stand an, ob die betreffenden Frauen schon bereit waren für den Umzug aus einem unserer geschützten

Häuser in eine eigene Unterkunft. Den Ort zu verlassen, an dem viele von ihnen sich vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben sicher gefühlt hatten, war für Opfer häuslicher Gewalt oft der schwerste Schritt; Second Chances sorgte dafür, dass sie diesen Weg nicht allein gehen mussten.

Die nächsten Stunden sah ich kaum von meinen Unterlagen auf, dann klingelte mein Handy. Als ich Victors Namen auf dem Display sah, spürte ich ein aufregt-glückliches Kribbeln im Bauch. »Hi, Honey«, sagte ich und warf einen Blick auf den Ring an meinem Finger. Victor hatte mich vor gerade mal fünf Tagen gefragt, ob ich seine Frau werden wollte. Es fühlte sich noch immer ungewohnt an, den Ring zu tragen, und manchmal konnte ich es kaum glauben, dass Victor mich wirklich heiraten wollte.

»Könntest du nachher die Kinder von der Schule abholen?«, fragte er mich jetzt. Er klang angespannt, und seine Stimme hatte etwas Drängendes, das ich so nicht an ihm kannte.

»Wie, jetzt, wo ich deine Verlobte bin, bekomme ich nicht mal mehr ein Hallo?«, sagte ich in der Hoffnung, seine allem Anschein nach schlechte Laune zu vertreiben. Eigentlich war Victor der umgänglichste Mensch, den man sich nur denken konnte; ich fragte mich, ob bei der Arbeit etwas schiefgelaufen war, ob sein Küchenchef sich krankgemeldet oder eine der Bedienungen einen ganzen Schwung Weingläser hatte fallen lassen. »Ist das ein kleiner Vorgeschmack darauf, wie es ist, mit dir verheiratet zu sein?«

»Grace«, sagte er. »Hör mir zu. Ich möchte, dass du die beiden abholst und zu uns nach Hause bringst. Bitte.«

»Was ist denn los?«, fragte ich und saß auf einmal ker-

zengerade auf meinem Stuhl. Jeder Muskel in meinem Körper spannte sich an, als mir aufging, dass Victor nicht einfach nur einen schlechten Tag hatte.

»Es geht um Kelli. Ihre Freundin Diane hat sie vor ein paar Stunden gefunden. Sie hat nicht mehr geatmet und ...« Ich hörte ihn schlucken. »Sie ist tot, Grace. Kelli ist tot.«

Mein Mund wurde trocken. *Kelli. Seine Exfrau. Ach du Scheiße.* Alle Luft wich mir aus der Lunge; ich brauchte einen Moment, bis ich die nächsten Worte hervorbrachte. »Oh mein Gott, Victor. Was ist denn passiert?«

»Genauer weiß ich noch nicht. Sie ist mit dem Krankenwagen in die Notaufnahme gekommen, und wie es aussieht, bin ich bei ihrer Versicherung noch als Kontakt für Notfälle aufgeführt. Deshalb haben sie mich angerufen. Kannst du die Kinder abholen?«

»Ja, natürlich.« Ich war längst aufgesprungen und suchte meine Sachen zusammen. Allein die Vorstellung, wie die beiden auf diese Nachricht reagieren würden, ließ mich panisch werden. Ich dachte an Ava, die mit ihren dreizehn Jahren ihre Mutter doch gerade jetzt brauchte, und an Max, der erst sieben war und an den Wochenenden, die er bei uns verbrachte, nur einschlafen konnte, wenn er vorher noch mit Kelli telefoniert hatte. Max und Ava, die noch gar nicht wussten, dass wir verlobt waren. Victor hatte es Kelli Anfang der Woche gesagt, bei einem Kaffee im Restaurant, während die Kids in der Schule waren. »Und, wie ist es gelaufen?«, hatte ich gefragt, als er wieder zu Hause war. Er hatte die Lippen zusammengepresst und den Kopf geschüttelt. »Nicht so toll«, hatte seine Antwort gelautet, und dabei hatte ich es belassen.

»Was soll ich den beiden sagen?«, fragte ich ihn nun. Ich

machte mir jetzt schon Sorgen, dass alles, was ich sagen würde, sowieso das Falsche wäre.

»Erst mal gar nichts. Ich versuche, so bald wie möglich zu Hause zu sein, aber vorher muss ich sie ...« Ihm versagte die Stimme, und er räusperte sich. »Erst muss ich sie noch identifizieren.«

»Soll ich nicht vielleicht mitkommen?« Noch nie hatte ich ihn so aufgewühlt erlebt, und ich wünschte mir sehnlichst, etwas für ihn tun zu können, ihn irgendwie zu trösten.

»Nein, hol einfach nur die Kinder ab. Bitte. Bis ich zu Hause bin, wird mir schon einfallen, wie man es ihnen sagen kann.«

Wir legten auf, und ich stürmte aus meinem Büro. Sichtlich alarmiert schaute Tanya von ihrem Computer auf. »Ist was passiert?«

»Kelli ... Victors Ex.« Ich atmete tief aus. »Sie ist tot.«

Tanya schlug sich die Hand vor den Mund. »Oh mein Gott!« Entsetzt riss sie die Augen auf und ließ die Hand wieder sinken. »Was ist denn passiert?«

»Das wissen wir noch nicht. Victor fährt gleich ins Krankenhaus.«

»Oh mein Gott«, sagte sie noch einmal und schüttelte fassungslos den Kopf. »Ich räume dann gleich mal deinen Kalender für die kommende Woche frei. Die Teambesprechung kann warten.« Sie zögerte kurz. »Soll ich Stephanie anrufen?«

Ich nickte, denn wer könnte mich besser vertreten als meine Vorgängerin? Als ich die Stelle angenommen hatte, war sie offiziell in den Ruhestand gegangen, unterstützte uns aber weiterhin ehrenamtlich. »Das wäre gut. Ich weiß noch nicht, wann ich wieder zurück bin. Danke.«

»Keine Ursache. Ich rufe dich an, wenn etwas Wichtiges ansteht. Und sag Bescheid, wenn ich irgendetwas tun kann.«

Am ganzen Körper zitternd verließ ich das Gebäude. Ich stieg in meinen Wagen und hielt das Lenkrad fest umklammert, versuchte, mich etwas zu beruhigen, bevor ich losfuhr. So vieles ging mir durch den Kopf; ich versuchte mir vorzustellen, wie das Leben für Max und Ava aussehen würde, wenn sie vom Tod ihrer Mutter erfuhren. Und wie es für mich aussähe, die ich mich, völlig unvorhergesehen, nun an ihrer Stelle fand.

An dem Abend, als ich Victor kennenlernte, lag mir nichts ferner als die Vorstellung, eines Tages die Mutter seiner Kinder zu werden. Der Gedanke, Mutter zu werden, lag mir ehrlich gesagt auch an allen anderen Abenden der Woche ziemlich fern. Genau das versuchte ich meinem Date begreiflich zu machen, als wir in der Lounge von The Loft saßen, einem beliebten Restaurant in Seattle. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich weder, dass es Victors Restaurant war, noch dass er geschieden war und zwei Kinder hatte. Ich wusste nur, dass ich diesem Date so schnell wie möglich entkommen wollte, ehe es noch schlimmer wurde. Chad war vom Typ her der in die Jahre gekommene College-Student, der doch nie richtig erwachsen geworden ist, was mir leider nicht aufgefallen war, als wir uns auf Match.com ein paar launige Nachrichten geschickt und einmal kurz telefoniert hatten. Er hatte einen unkomplizierten, irgendwie witzigen Eindruck gemacht und schien ein gesundes Selbstbewusstsein zu haben, hart an der Grenze zum Unverschämten, eine Mischung, die ich bei Männern durchaus attraktiv fand. Also, dachte ich mir,

könnte es ja nicht schaden, sich mal auf einen Drink zu treffen. Ganz offensichtlich falsch gedacht.

»So«, sagte er, nachdem wir uns gesetzt, unsere Drinks bestellt und die üblichen Nettigkeiten darüber ausgetauscht hatten, wie sehr wir uns freuten, uns endlich persönlich kennenzulernen. »Du willst also keine Kinder?« Mit einem seltsamen Grinsen im geröteten Gesicht lehnte er sich zurück.

Sein herausfordernder Ton ließ mich sofort auf Abstand gehen; sämtliche verfügbaren Alarmglocken schrillten. In meinem Profil hatte ich tatsächlich angegeben, dass meine Karriere mir wichtiger wäre als Kinder, aber mich jetzt gleich damit zu konfrontieren, war einfach nur schlechter Stil. Ich nippte an meinem Lemon Drop Martini und ließ mir den Zucker vom Rand des Glases auf der Zunge zergehen, ehe ich antwortete. »Es geht nicht darum, dass ich keine *wollte*«, stellte ich klar. »Eher darum, dass ich mir nicht sicher bin, ob ich eine gute Mutter wäre.« Ich hoffte, das Thema wäre damit erledigt.

»Magst du keine Kinder?«, fragte er weiter und reckte fast schon angriffslustig seinen flachsblonden Kopf vor.

»Doch, ich *mag* sie«, sagte ich und musste innerlich seufzen. Es war frustrierend, wie viele Leute meinten, ich wäre kalt und herzlos oder irgendwie seltsam, nur weil ich kein dringendes Bedürfnis nach Kindern verspürte. Männer, die lieber Karriere machten, als sich Vaterfreuden zu widmen, galten ja auch nicht automatisch als Arschlöcher. Sie galten als Erfolgsmenschen oder sorglose Lebemänner und Draufgänger, siehe George Clooney. Und dafür liebten wir Männer wie ihn schließlich.

»Ich war dreizehn, als mein kleiner Bruder geboren wurde«, versuchte ich Chad zu erklären. »Zehn Jahre habe

ich meinen Eltern geholfen, ihn großzuziehen, dann bin ich von zu Hause weggegangen. Ich weiß somit aus eigener Erfahrung, dass Muttersein nicht wirklich mein Ding ist.« Ganz so einfach war es zwar nicht, aber da ich das Restaurant bereits nach dem kürzesten Fluchtweg sondierte, sah ich keinen Grund mehr, Chad gegenüber noch unnötig ins Detail zu gehen. Der Ausgang lag genau in seiner Blickrichtung. Wenn ich mich entschuldigte, zur Toilette ging und mich dann hinauszustehlen versuchte, würde er es sehen. Ich trank einen großen Schluck und hoffte, dass ein steigender Alkoholspiegel meine zunehmend gereizte Laune etwas abmildern könnte.

»Tja«, sagte Chad und legte seine fleischigen Hände flach vor sich auf den Tisch. »Ich finde ja, dass es für Frauen eine natürliche Verpflichtung gibt, sich fortzupflanzen. Ich meine, jetzt mal ehrlich, wenn man die Sache rein biologisch betrachtet, ist dein Körper doch nichts anderes als das unterstützende System deiner Gebärmutter.«

Mein Handgelenk musste sehr gesunde Reflexe haben. Noch ehe ich wusste, was ich tat, hatte ich Chad den Rest meines Drinks ins Gesicht gekippt. Fluchend rieb er sich die Augen; ich stellte mein nun leeres Glas ab und suchte meine Sachen zusammen.

»Sag mal, *spinnst* du?«, schnauzte er mich an.

Ich stand auf und brachte meine schwarze Ledertasche aus der Schusslinie des vom Tisch tropfenden Wodkas. Mein Puls raste. »Ich nicht«, sagte ich und versuchte, ganz ruhig zu bleiben. »Aber dir würde eine Therapie bestimmt nicht schaden.« Aus den Augenwinkeln sah ich einen hochgewachsenen, etwas schlaksigen Mann mit sehr kurz geschnittenem braunem Haar auf uns zukommen. Er trug

ein schwarzes Hemd und eine schwarze Hose, beides figurbetont und bei ihm ausgesprochen vorteilhaft.

Chad war auch aufgestanden und machte einen drohenden Schritt auf mich zu, doch der Mann in Schwarz hielt ihn zurück. »Sieht aus, als hätten Sie Ihren Drink verschüttet«, sagte er. Ich mochte ihn sofort dafür, dass er versuchte, die Sache diplomatisch zu regeln, obwohl er wahrscheinlich ganz genau gesehen hatte, was wirklich passiert war. Er schien in meinem Alter zu sein, Mitte dreißig, vielleicht auch älter. Erste graue Strähnen an den Schläfen gaben ihm etwas Reifes, Distinguiertes, seine olivfarbene Haut hatte feine Falten und diesen leicht wettergegerbten Touch, als würde er viel Zeit im Freien verbringen.

»Diese Schlampe hat ihn mir ins Gesicht gekippt!«, brüllte Chad. Wer bisher noch nicht in unsere Richtung geschaut hatte, tat es jetzt. Das leise Stimmengewirr verstummte, und nichts war mehr zu hören außer der etwas basslastigen Musik, die leise im Hintergrund spielte, und Chads heiserem, zornigem Atmen.

Der Mann verstärkte seinen Griff um Chads Arm. »Sir, ich muss Sie doch sehr bitten, diese reizende junge Dame nicht zu beleidigen. Ich bin mir sicher, dass es nur ein Versehen war.« Er sah mich aus freundlichen grauen Augen an. »Habe ich recht, Miss?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Ich *habe* ihm den Drink ins Gesicht gekippt, aber er hat sich auch wie ein Arschloch benommen. Sind Sie hier der Manager?«

Nun schüttelte auch er den Kopf und lächelte; sein Lächeln ließ prächtige weiße Zähne sehen und ein tiefes Grübchen in der linken Wange. »Ich bin der Besitzer. Victor Hansen.« Er ließ Chad los und streckte mir die Hand hin.

Ich erwiderte seinen Händedruck kurz, aber entschieden, mein bester »Ich bin eine knallharte Geschäftsfrau, und mit mir ist nicht zu spaßen«-Händedruck. »Grace McAllister. Wie schön, Sie kennenzulernen. Ich liebe dieses Restaurant.«

»Oh mein Gott, ich fasse es nicht!«, funkte Chad dazwischen. Er war jetzt knallrot im Gesicht, und beim Reden flogen Speicheltröpfchen aus seinem Mund. »Wenn ihr beiden fertig seid, könnten wir vielleicht mal klären, wer für mein Hemd zahlt!«

Victor warf einen kurzen Blick auf Chads senfgelbes Kunstfaserhemd mit Button-down-Kragen, das schätzungsweise aus den frühen Neunzigern stammte, und zückte einen Zwanzig-Dollar-Schein.

Chad winkte verächtlich ab, schnappte sich seine Jacke und stürmte, unterwegs mehrere Tische und Stühle anrempelnd, hinaus auf die Straße. Als er draußen am Fenster vorbeilief, zeigte er Victor und mir den Finger.

»Wow«, meinte Victor und steckte den Zwanziger weg. »Ob seine Mom schon gemerkt hat, dass er ausgerissen ist?«

Ich lachte. »Danke«, sagte ich und reichte ihm meine Kreditkarte. »Ich zahle natürlich für die Drinks.« Die anderen Gäste schauten nicht länger zu uns herüber und nahmen ihre Unterhaltungen wieder auf; gedämpfte Stimmen, klingendes Silberbesteck auf Porzellan und das leise Klirren der Gläser legten sich als akustische Kulisse über den Raum.

»Oh nein, kommt gar nicht in Frage«, lehnte Victor ab. »Die gehen auf mich.« Er lächelte wieder. »Hatten Sie auch etwas zu essen bestellt?«

»Nein, zum Glück nicht. Wir waren nur auf einen Drink

verabredet.« Ich schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich sollte ich ein wenig an meiner Auswahlmethode arbeiten.« *Vielleicht sollte ich mir von Männern einen tabellarischen Lebenslauf ihrer Beziehungen schicken lassen und dazu mindestens drei begeisterte Referenzen, bevor ich mich auf ein Treffen einlasse.*

Victor lachte. »Kein Vergnügen da draußen, was?«

Ich warf einen verstohlenen Blick auf seine linke Hand. Kein Ring. *Hm.* Ehe ich wieder aufschauen konnte, hob er seine Hand und wackelte mit dem Ringfinger. »Oje, ich gäbe wirklich eine tolle Detektivin ab!« Ich lachte verlegen und strich meine rotbraunen Locken zurück.

Zum Glück stimmte er in mein Lachen ein. »Das Mindeste, was ich tun kann, ist, Ihnen ein Essen zu spendieren. Dann war der Abend wenigstens nicht völlig umsonst. Was meinen Sie, wollen Sie sich zu mir an den Tisch setzen?«

Meine Wangen glühten, als wäre ich schon wieder erappt worden. Ich schaute zu Boden, dann wieder ihn an, dann lächelte ich. »Ja, gern«, sagte ich. »Aber wenn Sie mich einen Moment entschuldigen würden ...?« Ich schaute mich suchend nach den Toiletten um.

»Natürlich.« Er wies in die entsprechende Richtung, und während ich nicht zu langsam, nicht zu schnell durch den Raum ging, spürte ich seinen Blick auf mir ruhen und gab mir alle Mühe, mich nicht gar zu offensichtlich in den Hüften zu wiegen, aber doch so, dass es ihm unmöglich entgegen konnte. Auf der Damentoilette stellte ich mich sofort vor den Spiegel und trug einen Hauch farbigen Lipgloss auf. Dann trat ich einen Schritt zurück und musterte mich von oben bis unten. Rötliche, schulterlange Locken, leicht verstrubbelt – was unkompliziert aussah, mich aber fast

eine Stunde gekostet hatte, um es genau so hinzubekommen. Blasse Haut, auf den Wangen ein paar Sommersprossen, die kein Puder der Welt verbergen konnte, grüne Augen, die ziemlich weit auseinanderstanden. Außer dem Lipgloss und etwas Wimperntusche trug ich kein Make-up. Meine Lippen waren recht voll, und das Lipgloss tat ein Übriges. Da dies mein erstes Date seit Monaten war, hatte ich mir ein paar neue Klamotten geleistet. Ich trug dunkle Bootcut-Jeans und einen eng anliegenden grünen Pullover; beide machten das Beste aus meiner eher durchschnittlichen Figur. Meine Beine wirkten schlanker, und der sündhaft teure BH wirkte Wunder. Alles in allem gar nicht so schlecht, dachte ich. Ich kniff mir in die Wangen, um ein bisschen Farbe zu bekommen, und ging zurück in die Lounge, wo Victor noch immer an genau derselben Stelle stand und auf mich wartete.

»Startklar?«, fragte er. Ich nickte, folgte ihm durch eine schwarze Schwingtür – und landete in der Küche. Etwas unschlüssig blieb ich stehen. »Wie jetzt, soll ich meine Bestellung selbst aufgeben?«

Victor lachte, nahm meine Hand und führte mich zu einer rot gepolsterten Sitzecke im vorderen Teil der Küche, wo auch die Kellner auf ihren Einsatz warteten. »Nein, Sie sollen nur den besten Tisch im Haus bekommen.« Er bedeutete mir, mich zu setzen. »Sozusagen der Chefposten. Bin gleich zurück. Was trinken Sie? Lemon Drop?«

Ich musste lächeln. »Woher wissen Sie das?«

»Ich habe es an Ihrem charmanten Begleiter gerochen.« Er zwinkerte mir zu und verschwand hinter den Arbeitsflächen aus Edelstahl, an denen mehrere Köche rührten, schnitten und sautierten oder köstlich duftendes Essen kunstvoll auf weißen quadratischen Tellern arrangierten.

Alle waren in Bewegung, der Raum von einer geradezu kinetischen Energie erfüllt. Das Arbeitstempo ließ ein wenig nach, als Victor mit einem der Köche sprach, einem bemerkenswert gut aussehenden Mann mit gestählten Muskeln und großflächigen Tätowierungen am Hals und auf den Armen. Nachdem Victor ein paar Worte mit ihm gewechselt hatte, schaute sein Kollege grinsend zu mir herüber und salutierte knapp. Ich winkte kurz zurück und begann mich zu fragen, wie viele von Victors weiblichen Gästen wohl schon in den Genuss dieser Vorzugsbehandlung gekommen waren.

Dann war Victor auf einmal verschwunden – wahrscheinlich, um unsere Drinks zu holen –, und ich schickte meiner Freundin Melody schnell eine SMS. »Seltsamer Abend. Schon bei meinem zweiten Date (glaube ich), selbes Restaurant.« Ihre Antwort kam prompt: »Waaas?! Und ich bekomme nicht mal *ein* Date hin!« Ich musste lächeln und stellte mir Melody vor, wie sie es sich in ihrem Lieblingspyjama auf dem Sofa gemütlich gemacht hatte, Popcorn aß und irgendwelche Wiederholungen von *Sex and the City* schaute. »Erkläre ich morgen«, tippte ich und hatte gerade auf »Senden« gedrückt, als Victor mit zwei Martinis zurückkam. Dirty für ihn, Lemon für mich.

»So«, sagte er, »ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus, dass ich schon für uns beide bestellt habe, doch ich kenne die Speisekarte hier ziemlich gut.«

»Aber woher wollen Sie wissen, was ich mag?«, gab ich zurück und nippte an meinem Drink.

»Immerhin weiß ich, dass Sie keine dummen Männer mögen, womit ich schon mal eindeutig im Vorteil bin.« Er lächelte. »Ich lasse uns ein bisschen von allem bringen, dann können Sie sich einmal durch die ganze Karte essen.«

»Ich bin schwer beeindruckt. Schon nicht schlecht, wenn einem der Laden gehört.«

Er grinste. »So ist es. Und, was machen Sie so?«

Ich gab ihm einen kurzen Abriss meiner beruflichen Laufbahn, angefangen bei meinem Abschluss in Business Management über meine erste bescheidene Assistentenstelle im Personalmanagement und erzählte dann davon, wie ich mich bei verschiedenen Unternehmen immer weiter nach oben gearbeitet hatte, bis ich irgendwann die Leitung eines örtlichen Gesundheitszentrums übertragen bekam. Dort hörte ich auch zum ersten Mal von Second Chances. Nachdem ich mich einige Jahre ehrenamtlich für die Organisation engagiert hatte, wurde schließlich meine heutige Stelle frei.

»Und weshalb wollten Sie sich ausgerechnet in diesem Bereich engagieren?« Victor sah mich gespannt an.

»Oje«, sagte ich, »das ist eine lange Geschichte.«

»Das sind die guten Geschichten meistens.«

»Na schön, Sie haben es so gewollt«, meinte ich mit einem Lächeln. »Mit vierzehn hatte ich im Fernsehen einen Bericht über diese unglaubliche Ärztin gesehen, die in der ganzen Welt herumgereist ist, um Menschen in Not zu helfen. Krankheiten, Kriege, Hungersnöte – ganz schreckliche Dinge. Und ich kann mich noch genau an den Moment erinnern, als sie eine sterbenskranke Frau in den Armen hielt und diese arme Frau sich an sie klammerte, als wäre sie nie zuvor in ihrem Leben so zärtlich in den Armen gehalten worden. Das hat mich ungeheuer berührt.« Selbst jetzt spürte ich, wie mir die Tränen kamen, als ich mich an die bewegende Kraft dieses Augenblicks erinnerte. »Dieses Bild hat sich mir eingeprägt, und damals habe ich mir fest vorgenommen, eines Tages so wie

diese Ärztin zu sein ... jenen zu helfen, die sich nicht selbst helfen können.«

Victor nickte; er schien interessiert, und so fuhr ich fort, versuchte aber, mich hinsichtlich der politischen und sozialen Tragweite des Themas zurückzuhalten. Manchmal geht es in dieser Hinsicht mit mir durch, wenn ich erst mal anfangen, über meinen Job zu reden. »Als ich die Arbeit von Second Chances kennenlernte, war ich begeistert und dachte, es könnte genau das Richtige sein, um meinen Wunsch nach sozialem Engagement zu erfüllen. Ich meine, das Personalmanagement war eine tolle berufliche Herausforderung, aber hier bot sich mir die Gelegenheit, wirklich etwas für Menschen zu tun, ihnen auf einer ganz persönlichen Ebene zu helfen. Wissen Sie, was ich meine?« Als er wieder nickte, erzählte ich noch kurz den Rest. »Zuerst machte ich eine Fortbildung in Krisenintervention, um mich für den Telefondienst der Notruf-Hotline zu qualifizieren, später begann ich dann meine beruflichen Kontakte einzusetzen, um an Spendengelder zu kommen. Irgendwann stellte ich fest, dass ich wirklich mit Leidenschaft bei der Sache war, dass es genau das war, was ich tun wollte. Und als Stephanie – das ist die Frau, die Second Chances gegründet hat – mir sagte, sie wolle sich zur Ruhe setzen, habe ich mich sofort um ihre Stelle beworben und sie auch bekommen. Die meiste Managementenerfahrung habe ich im operativen Bereich und in der Organisationsentwicklung, das passte also perfekt. Es ist ein absoluter Traumjob, wie für mich gemacht.«

»Ich finde es großartig, dass Sie so begeistert von Ihrer Arbeit sind«, sagte Victor und hob sein Glas. »Glückwunsch.«

Wir stießen miteinander an. »Danke.«

Er nahm einen Schluck von seinem Drink, stellte ihn wieder ab und lächelte mich an. »So, und jetzt muss ich einfach fragen: Was hat dieser Typ gesagt, um Sie derart auf die Palme zu bringen?« Als ich ihm eine kurze Zusammenfassung von Chads Ansichten über die Verpflichtung der Frau bezüglich ihrer biologischen Fähigkeit zur Fortpflanzung lieferte, schaute Victor mich ungläubig an. »Das hat er aber nicht ernst gemeint, oder?«

»Doch, ich denke schon. Ich hatte eher den Eindruck, dass er *mir* nicht geglaubt hat, als ich ihm sagte, ich wolle keine Kinder.«

»Geht mir auch so«, meinte Victor. »Zumindest nicht mehr als die beiden, die ich schon habe.«

Ich hob fragend eine Braue und musste wohl sehr verwirrt ausgesehen haben, denn er zückte seine Brieftasche und zeigte mir ein Foto von zwei dunkelhaarigen, blauäugigen Kindern – ein Junge und ein Mädchen. »Max ist sechs, und Ava ist zwölf«, sagte er. »Sie leben bei ihrer Mutter; ich sehe sie jedes zweite Wochenende.« In seiner Stimme schwang ein Anflug von Traurigkeit mit, und ich fragte mich sofort, was für eine Beziehung er zu seiner Exfrau hatte. Wenn ich mir in der Vergangenheit die Beziehungsgeschichte eines Mannes vor Augen geführt hatte und irgendwo war das Wort »Vater« aufgetaucht, war er bei mir sofort aus dem Rennen gewesen. Aber da es in meinem Alter zunehmend schwerer wurde, einen Mann zu finden, der nicht schon mal verheiratet war oder eben Kinder hatte, versuchte ich jetzt, ganz unvoreingenommen an die Sache heranzugehen. Dass ich keinen Kinderwunsch hatte, hieß ja keineswegs, dass ich mich nicht noch mal verlieben wollte.

»Wie lange seid ihr schon geschieden?«, fragte ich betont

beiläufig. Wie lange er schon wieder auf dem Markt war, spielte eine wichtige Rolle dabei, ob er für eine Beziehung taugte oder nicht. Ich hatte keine Lust, für irgendeinen Mann die Lückenbüßerin zu spielen.

»Etwas über zwei Jahre«, sagte Victor. »Wir verstehen uns eigentlich ganz gut, was für die Kinder natürlich toll ist.«

»Ah«, sagte ich und lehnte mich zurück. »Die beiden sind bezaubernd.« Mir wurde bewusst, dass er seit Langem der erste Mann war, der mich nicht sofort gefragt hatte, *warum* ich keine Kinder wollte. Noch ein Pluspunkt.

»Das sind sie«, sagte er. »Aber zwei genügen mir völlig. Ich bin jetzt neununddreißig und wollte mir eigentlich keine weiteren zulegen.« Auf einmal fast schüchtern, sah er mich an. »Und bedeutet mein Daddy-Status, dass dies unser letztes Date war?«

»Date?«, fragte ich, zupfte am Ärmel meines Pullovers und schickte ein hoffentlich ermutigendes Lächeln aus. »Und ich dachte schon, der Herr Restaurantbesitzer wollte einem Gast lediglich den verunglückten Abend retten.«

»Nein, so war es eigentlich nicht gemeint.« Sein Blick bekam etwas Entschlossenes, als er über den Tisch griff und mit den Fingerspitzen ganz sacht über meinen Handrücken strich. »Ich würde dich gern wiedersehen.«

Seine Berührung ließ mich erschauern, und als ich in seine sanften Augen blickte, spürte ich ein Kribbeln im Bauch. *Will ich das wirklich?* Ich war noch nie mit einem Mann zusammen gewesen, der Kinder hatte. Aber bei Victor hatte ich das Gefühl, dass es anders war als sonst – dass er etwas Besonderes war und es wert sein könnte, das Wagnis einzugehen.

Ava

Nachdem Dad ausgezogen war, waren die Samstagmorgen das Schlimmste. Samstags hat er nicht früh aufstehen müssen, weil er da erst später ins Restaurant musste. Samstagmorgens weckte uns immer der Duft von frisch gebackenen Vanille-Waffeln und gebratenem Speck, den Dad in der Pfanne brutzelte. Ich konnte mir nichts Schöneres vorstellen, als in meinem Bett zu liegen und die vertrauten Gerüche einzuatmen, mich von ihnen einhüllen zu lassen, so warm und geborgen wie in den Armen meines Vaters.

»Frühstück ist fertig!«, rief er, wenn es so weit war. »Beeilt euch, warm schmeckt es am besten!«

Max kam dann aus seinem Zimmer geschossen und rannte wie ein Verrückter den Flur runter, um als Erster am Tisch zu sitzen, aber ich blieb mit einem leisen Lächeln im Bett liegen und wartete. Ich wusste, was als Nächstes kam. Die Tür zu meinem Zimmer wurde aufgerissen, und Dad kam mit großen Monsterschritten hereingestampft. »Versteckt sich hier noch eine kleine Schlafmütze?«, fragte er mit seiner verrückten Ungeheuer-Stimme. »Muss ich sie etwa *wachkitzeln*?«

»Nein!«, kreischte ich, ein breites Grinsen im Gesicht, und rollte mich ganz dicht an der Wand zusammen, tat so, als wollte ich ihm entkommen.

»Oh doch!«, rief Dad, streckte die Hände aus und wackelte wie irre mit den Fingern.

»Nein, Daddy, nein!«, kreischte ich wieder, aber innerlich dachte ich: *Ja!*

»Zeit zum *Auuuf*-stehen!«, rief er, und dann ging es los, seine Kitzelattacke. Im Sturzflug landeten seine Fingerspitzen auf meinen Rippen, und ich konnte gar nicht mehr aufhören zu kichern und zu kreischen. Lachend wand ich mich unter seinen kitzelnden Händen. »Und, endlich wach?«, fragte er und rieb seine Bartstoppeln an meinem Hals, was auch ganz furchtbar kitzelte. »Bereit zum Frühstück?«

»Ja!«, schrie ich und grinste so breit, dass mir fast die Wangen wehtaten. »Ich komm ja schon!«

»Dann ist ja gut«, meinte Dad. Er gab mir einen Kuss auf die Wange und nahm seine Hände weg. »Dann nichts wie ran an den Speck!«

Seit er nicht mehr da war, seit Mama ihn gebeten hatte auszuziehen, war es samstagsmorgens still; das Haus wirkte leer, weil es nicht mehr von glücklichem Lachen erfüllt war. Zum Frühstück aßen wir Müsli oder Toast, und danach musste ich meistens zu Mama ins Zimmer und sie wecken, damit wir nicht zu spät zu Max' Fußballtraining kamen. Letzte Woche hatte sie vergessen, dass wir an der Reihe waren, die Verpflegung für die Mannschaft mitzubringen, und statt unterwegs schnell was zu kaufen, wie andere Mütter es wahrscheinlich gemacht hätten, mussten wir warten, bis sie zwei Bleche Muffins gebacken hatte. Natürlich kamen wir zu spät.

»Huuu-hu!«, hatte sie gerufen, als wir es endlich zum Sportplatz geschafft hatten. »Tut uns leid, dass wir zu spät sind!«

Das Aufwärmen hatte er schon verpasst, aber während ich vorsichtig den Behälter mit den Schoko-Muffins balan-

cierte, flitzte Max an uns vorbei, um noch rechtzeitig zur Teamaufstellung zu kommen. Die anderen Mütter drehten sich kaum nach Mama um, niemand erwiderte ihren Gruß. Mit dicken Wolldecken über den Beinen saßen sie auf der Tribüne und lachten über irgendetwas, das eine von ihnen gesagt hatte. Etwas weiter standen auch ein paar Väter, lachten und begrüßten sich mit Handschlag; ein paar feuerten Max und seine Mitspieler an. Bevor er ausgezogen war, hatte Dad auch immer da drüben gestanden, hatte mit den anderen geredet und gelacht. Jetzt kam er nur noch dann zu den Spielen, wenn wir übers Wochenende bei ihm waren.

Ich stellte die Muffins auf dem Tisch ab, neben die Kühlflasche mit den Wasserflaschen, und konnte zuschauen, wie Mama es noch mal probierte. Sie plusterte sich die Haare auf und setzte ihr strahlendstes Lächeln auf. »Hallo zusammen«, sagte sie und stellte sich zu den Frauen. »Herrliches Wetter heute, nicht wahr?« Es war ein kalter, feuchter Herbsttag.

Eine pummelige Frau mit glatten schwarzen Haaren drehte sich kurz nach Mom um und lächelte falsch. »Ja«, sagte sie, und es klang total ironisch. »Allerdings.«

»Wie macht sich denn das andere Team heute Morgen?«, fragte Mama und vergrub die Hände in den Taschen ihrer schwarzen Lederjacke. Die anderen Mütter trugen Fleecejacken oder Wollpullover in erdigen Farben. Mama hatte ihre hautenge Levi's angezogen und, passend zur Jacke, schwarze Lederstiefel, die ihr bis übers Knie reichten; die anderen Frauen trugen Gummistiefel oder Birkenstock-Clogs. »Unsere Jungs werden denen schon zeigen, wo es langgeht, was?«

Niemand erwiderte etwas. Ein paar hielten sich sogar

die Hand vor den Mund und hüstelten leise. Mamas Kinn zitterte ein wenig, dann setzte sie sich in die vorderste Reihe und schob ihre schmalen Hände zwischen die Beine. Ich setzte mich zu ihr, und sie legte ihren Arm um mich und zog mich an sich. Ich hätte ihr gern gesagt, dass sie es nicht so schwer nehmen sollte, dass sie doch viel hübscher wäre als all die anderen Mütter zusammen. Und viel netter sowieso. Aber ich wusste nicht, ob das eine gute Idee war. Ob es gut für Mama wäre, wenn sie wüsste, dass ich die Traurigkeit in ihren Augen bemerkte, wenn sie zu den anderen Müttern hinüberschaute – ihre Sehnsucht, dazuzugehören und eine von ihnen zu sein. Mama und ich waren uns da ganz ähnlich. Sie hatte Diane, und ich hatte meine beste Freundin Bree, aber das war es dann auch schon. Sie schaute diese Frauen genauso an wie ich die beliebten Mädchen in der Schule. So von wegen *Bitte, bitte, gebt mir doch eine Chance*.

Einer der Väter sah Mama am Rand der Tribüne sitzen. Es war ein großer Kerl mit breiter Brust, blonden Haaren und Kinnbart. Er machte eine Bemerkung zu den anderen Männern, über die blöde gegrinst wurde, dann kam er zu uns herüber, stellte seinen Fuß auf die Tribüne, ganz dicht neben Mamas Bein, und beugte sich vor. »Hey, Kelli«, sagte er. »Wie geht's denn so?« Seine Stimme klang so schleimig, als würden ihm die Worte wie eingeölt aus dem Mund flutschen.

Mama strahlte ihn an. »Oh, mir geht es gut, danke.« Sie war total aufgekratzt, und ihre Stimme überschlug sich fast. »Und bei dir so?«

»Jetzt schon besser.« Er zwinkerte ihr zu, dass mir schlecht wurde. Ich war mir ziemlich sicher, dass er Carters Dad und mit der pummeligen Schwarzhhaarigen ver-

heiratet war, die ich nur als »Carters Mom« kannte. Mir gefiel das nicht, wie er Mama anschaute. Und seine haarigen Hände gefielen mir auch nicht.

»Honey«, rief Carters Mom, als sie ihren Mann mit uns reden sah. »Wolltest du dir nicht das Spiel anschauen?«

»Carter ist noch nicht mal auf dem Platz«, gab er zurück, nicht gerade freundlich, und seine Augen waren auf einmal ganz hart; erst für Mama wurden sie wieder sanfter. »Ich hatte das Gefühl, dich in letzter Zeit nicht mehr so oft hier gesehen zu haben. Tut mir leid wegen dir und Victor. Ihr beiden habt immer so einen glücklichen Eindruck gemacht.«

Mama behielt ihr strahlendes Lächeln bei, aber ich sah den Kummer in ihren Augen. Selbst jetzt, nach so langer Zeit, schien sie ihn noch immer zu vermissen. Vor ein paar Wochen hatte sie in Gedanken sogar einen Platz am Abendbrotstisch für ihn gedeckt. »Der äußere Eindruck kann manchmal täuschen«, sagte sie jetzt zu Carters Dad.

»Allerdings«, sagte er und lachte leise. Er schaute zum Parkplatz hinüber. »Kommt Victor auch noch?«

Mama schüttelte den Kopf. »Er wollte kommen, aber er muss heute arbeiten. Nächste Woche wird er auf jeden Fall wieder hier sein, um sich das Spiel anzuschauen. An dem Wochenende hat er die Kinder.« *Er wollte kommen?* Wenn das stimmte, hörte ich zum ersten Mal davon. Oder Mama hatte es sich einfach ausgedacht.

Carters Dad beugte sich vor, bis er Mama ganz nah war. »Und was ist mit dir?«, flüsterte er. »Wirst du auch kommen?«

»Mike!«, rief Carters Mom dazwischen. »Könntest du mir bitte noch eine zweite Decke aus dem Auto holen? Es ist doch kälter hier draußen, als ich dachte.«

Carters Dad richtete sich auf, setzte beide Füße wieder auf den Boden und zwinkerte Mama zu, ehe er sich mit ausdrucksloser Miene an seine Frau wandte. »Klar, mach ich doch gerne«, sagte er wenig begeistert. Als er wieder nach oben ging, streifte er wie zufällig Mamas Arm, und ich sah, wie sie zurücksuckte.

»Mann, ist der krass«, flüsterte ich Mama zu.

»Nicht so laut.« Sie drehte sich hastig um. »Und sei nicht so unverschämt.«

»Aber er darf das!«, rief ich, lauter als nötig.

Mama zog die Augenbrauen zusammen, bis ihr eine steile Falte auf der Stirn stand. »Ava, pass auf, was du sagst. Du bist noch zu jung, um so über einen Erwachsenen zu reden.« Sie setzte sich auf und legte die Hände wie einen Trichter um den Mund. »Los, Max!«, brüllte sie, als die Mannschaft auf den Platz rannte. »Lass ihn laufen, lass ihn laufen, lass ihn gaaanz weit laufen!« Sie sprang auf, wedelte mit den Armen und wackelte mit ihrem kleinen Hintern.

»Mama«, sagte ich und wäre am liebsten im Erdboden versunken. Die anderen Mütter hatten aufgehört zu reden und starrten Mama an. Wenn sie sich so benahm, würden die sich doch alle erst recht über sie lustig machen – *kapierte* sie das denn nicht?

»Wir sind hier nicht beim Football, Kelli«, bemerkte Carters Mom trocken, und ich sah, wie sie die Augen verdrehte. Ich biss die Zähne zusammen und hätte am liebsten etwas nach ihr geworfen. Irgendetwas ganz Hartes, Spitzes, Scharfes; etwas, das richtig wehtat.

Mama lachte nur. »Na ja, dann eben nicht«, meinte sie achselzuckend und setzte sich wieder. »Für mich ist ein Sport wie der andere. Ein Glück, dass Max da unten auf dem Platz steht und nicht ich!«

»Ein Glück«, wiederholte eine der Frauen. »Du sagst es.«
Sie hatte braune Haare und einen verkniffenen Mund.
»Hast du an den Pausensnack gedacht, Kelli?«

Mama drehte sich zu ihr um und nickte. »Schokoladen-Muffins mit Erdnussbutter, heute Morgen frisch gebacken.«
Sie lächelte stolz und wartete darauf, gelobt zu werden.
Ich hielt den Atem an.

Die Braunhaarige runzelte die Stirn. »*Erdnussbutter?*
Das können wir den Jungs nicht geben. Taylor ist allergisch.«
Sie überlegte einen Moment. »Und Carter hat eine Gluten-Unverträglichkeit. Weizenmehl ist pures Gift für ihn. Hast du dir nicht die Liste durchgelesen, die wir am Anfang der Saison verteilt haben? Da steht alles drauf.«

Mamas Lächeln erlosch. »Oh«, stammelte sie. »Nein. Ich wusste nicht ...«

Carters Mom seufzte und stand auf. »Ich fahr dann noch mal kurz los und besorge ein paar Reiswaffeln und Obst.«

Mama war auch aufgestanden. »Aber nein, das kann ich doch machen! Es war schließlich mein Fehler.«

»Kein Problem«, sagte Carters Mom und nahm ihre Tasche. »*Mein Mann* ...«, sie sah Mama vielsagend an, »... ist ja sowieso schon beim Wagen. Wir fahren zusammen.«

Mama sank zurück auf ihren Platz und ließ die Schultern hängen. »Es tut mir so furchtbar leid«, entschuldigte sie sich bei den anderen Müttern. »Nächstes Mal bringe ich etwas Passendes mit.«

Als niemand etwas erwiderte, drehte Mama sich wieder um und starrte auf das Spielfeld. Ihre Augen glänzten, und sie hielt das Kinn gereckt. Ich schob meine Hand in ihre und drückte sie. »Ich *liebe* deine Schoko-Muffins«, sagte ich leise. »Du machst die allerbesten Muffins der Welt.«

Heute Morgen waren wir schon wieder zu spät dran, nur diesmal war es meine Schuld – ich hatte ewig unter der Dusche gebraucht, weil die Haarspülung so lange einwirken musste und ich mir außerdem die Beine rasiert hatte. Mama fand ja, ich hätte noch überhaupt nicht genug Haare, um sie rasieren zu müssen, aber *alle* Mädchen in der Achten rasierten sich die Beine. »Die nennen mich *Gorilla* beim Sport!«, hatte ich geheult, und da hatte sie nachgegeben.

»Ava, beeil dich bitte«, rief Mama aus der Küche.

»Gleich fertig!«, rief ich zurück und schaute noch einmal in den Spiegel auf der Innenseite meiner Schranktür, ob ich in den Klamotten auch wirklich okay aussah. Meine lila Fleecejacke war richtig toll, und ich wusste, dass ich besser dran war als die meisten Mädchen in meiner Klasse – ich konnte nämlich Skinny Jeans tragen und trotzdem noch die Beine unter dem Tisch übereinanderschlagen. Meine dunkelbraunen Haare hatte ich mir mit einem Haarband aus der Stirn gebunden, und dank der tollen Spülung, die mich mein ganzes Taschengeld gekostet hatte, war es jetzt ganz glatt und glänzte. Trotzdem wünschte ich mir zum fünfmillionsten Mal, dass Mama mir erlauben würde, mich zu schminken. Die paar Male, wo ich es heimlich getan hatte – mit Brees Lippenstift und Mascara auf dem Schulko –, hatte Mama es trotzdem gemerkt, obwohl ich alles abgewaschen hatte. »Du bist doch von Natur aus schön, mein Liebling«, hatte sie gesagt und die Hände um mein Gesicht gelegt. »Spar dir Make-up für später auf, wenn du es wirklich brauchst.«

Aber wer war sie, dass *sie* darüber entscheiden konnte, wann ich es brauchte? Es war schließlich mein Gesicht. Und an der Seattle Academy schminkten sich fast alle

Mädchen aus der Achten – ein ziemlich sicheres Indiz dafür, dass ich alt genug war und auch endlich damit anfangen sollte. Aber so oft, wie wir uns deswegen schon gestritten hatten, ahnte ich, dass es zwecklos war.

Seufzend schnappte ich mir ihre schwarzen Stiefel – *die* durfte ich nämlich tragen –, zog sie über meine Jeans und schleifte meine schwere Tasche den Flur hinunter. Mama stand in der Küche, noch immer im Schlafanzug, der aus einer grauen Yogahose und einem roten T-Shirt bestand, das so winzig war, dass es eins von meinem Bruder hätte sein können. Von hinten sah sie wie ein kleines Mädchen aus. Sie hatte ihre blonden Haare zu einem zotteligen Pferdeschwanz zusammengebunden und hielt mit beiden Händen ihren Kaffeebecher umklammert, trank in kleinen, schnellen Schlucken und starrte zum Fenster hinaus. Es war noch dunkel, aber wenigstens regnete es nicht. »Fertig«, verkündete ich.

Sie drehte sich um und sah mich mit einem müden Lächeln an, und mir fiel auf, dass ihre Lippen fast genauso blass waren wie ihre Haut und unter ihren Augen dunkle Schatten lagen. Zum vierten Mal in dieser Woche war ich davon aufgewacht, dass mitten in der Nacht in ihrem Zimmer der Fernseher lief. Sie konnte noch immer nicht schlafen. »Hallo, meine Süße«, sagte sie. »Du bist so hübsch wie eine Rose im ersten Morgentau.«

Ich schüttelte den Kopf und verdrehte leicht genervt die Augen, musste aber trotzdem lächeln. Immer fing sie davon an, wie hübsch ich wäre, und machte mir schrecklich alberne Komplimente. Ich fand mich eigentlich gar nicht so hübsch; ich war ganz in Ordnung, aber gar kein Vergleich zu meiner Mutter. Mein Schulfreund Peter hatte mir erzählt, dass alle Jungs in seiner Klasse sie für eine

echte MILF hielten, weil sie blond war und schlank mit großen Titten. Ich hatte nur genickt, obwohl ich keine Ahnung hatte, was er meinte. Als ich es dann zu Hause gegoogelt hatte, hätte ich fast gekotzt. *Mum I'd Like to Fuck*. Dass meine Mutter besser aussah als die Mütter meiner Freunde, fand ich völlig in Ordnung, nicht aber die Vorstellung, dass diese Typen mit meiner Mutter vögeln wollten. Das war einfach nur krank.

»Willst du was frühstücken?«, fragte Mama. »Ich habe Toast gemacht. Wenn du willst, kann ich dir Erdnussbutter drauf tun, dann kriegst du gleich ein paar Proteine.«

Ich schüttelte den Kopf. Sie wusste ganz genau, dass ich gleich morgens nie was essen wollte; trotzdem fing sie immer wieder damit an. »Ich habe einen Müsliriegel dabei«, sagte ich und klopfte auf meinen Rucksack. »Musst du heute arbeiten?« Sie arbeitete als Kellnerin in einem todschicken Restaurant in der Stadt; bevor er sein eigenes Restaurant aufgemacht hatte, war mein Dad dort Restaurantleiter gewesen. Da hatten meine Eltern sich auch kennengelernt, und als Dad vor drei Jahren ausgezogen war, hatte Mama wieder anfangen müssen zu arbeiten. Aber sie fände ihren Job gut, sagte sie, weil er so flexibel sei, und sie Zeit genug habe, uns zur Schule zu bringen und abzuholen. Abendschichten machte sie nur an den Wochenenden, wenn wir bei Dad waren.

Sie schüttelte den Kopf. »Heute nicht. Aber morgen mache ich eine Doppelschicht. Ihr beiden seid ja nicht da. Und den Sonntagsbrunch mache ich diesmal auch.« Sie sagte es mit diesem leeren, halbherzigen Lächeln, das sie immer dann bekam, wenn es darum ging, dass Max und ich übers Wochenende fort waren.

»Kann ich ihren Toast haben?«, meldete sich Max vom

Küchentisch und schlürfte die restliche Milch aus seiner Müslischale.

»Hörst du auch mal auf zu essen?« Ich krauste die Nase.
»Du bist echt krass.«

»Selber krass«, gab Max zurück und reckte sein spitzes kleines Kinn.

»Uuuuh, böse«, sagte ich und verdrehte die Augen. Mein kleiner Bruder war so ein Spinner. Ich schaute auf die Uhr, dann zu Mama. »Können wir los? Ich will nicht gleich die erste Stunde zu spät kommen.«

»Ja, wir sollten langsam mal.« Sie kam in ihren Hausschlappen angeschlurft und schlang ihre dünnen Arme um meinen Hals. Wenn ich ihre Stiefel anhatte, waren wir fast gleich groß. »Ich hab dich lieb, meine Kleine«, flüsterte sie. »Ganz doll lieb.«

»Ich dich auch«, sagte ich und umarmte sie. Sie fühlte sich so furchtbar zart und zerbrechlich an in meinen Armen. Ich konnte ihre Rippen spüren, wie dünne, spröde Zweige, die entzweibrechen, wenn man sie zu fest anfasst. Immer dünner wurde sie; ich konnte ihr Handgelenk mit einer Hand umfassen, und es war immer noch Luft zwischen meinen Fingern. Mama behauptete, sie würde nach ihrer Schicht im Restaurant essen, aber in den letzten Monaten waren ihre Kleider ihr immer weiter geworden, und ich war mir längst nicht sicher, ob sie mir die Wahrheit sagte. Nachdem Dad ausgezogen war, hatte sie schon mal so eine Phase gehabt, wo sie nichts essen und nicht schlafen konnte. Damals hatte Diane sie zum Arzt geschickt, um sich irgendwelche Tabletten verschreiben zu lassen, und danach war es ihr besser gegangen. Aber ich wusste nicht, ob sie die Tabletten noch nahm.

Manchmal fragte ich mich, ob sie vielleicht ihre Eltern

vermisste und es ihr deshalb so schlecht ging. Gestern Abend hatte sie sie angerufen, aber niemand war rangegangen. Ihre Eltern lebten in einer kleinen Stadt bei San Luis Obispo in Kalifornien. Dort war Mama aufgewachsen, aber wir waren noch nie da gewesen, und auch ihre Eltern hatten uns noch nie besucht, was ich wirklich seltsam fand, da Max und ich ihre einzigen Enkelkinder waren und Mama sonst keine Verwandten mehr hatte. Sie hatten wahrscheinlich gedacht, überhaupt keine Kinder bekommen zu können, und als Mama dann geboren wurde, war ihre Mutter schon zweiundvierzig, und Mama sagte immer, dass sie Gott gedankt und sie ihr »kleines Wunder« genannt hätten. Obwohl ihre Eltern sie nie besuchen kamen, rief Mama doch ein paar Mal im Jahr bei ihnen an. Es waren kurze Telefonate, bei denen Mama mit hoher, bebender Stimme sprach. Danach verschwand sie in ihrem Schlafzimmer und weinte. Ich versuchte immer, mir wegen Mama nicht allzu viele Sorgen zu machen, aber leicht machte sie es einem nicht.

Ich schaute zu Max hinüber, der uns blöde Knutschgrimassen schnitt und sich halb verrenkte, als er versuchte, sich selbst zu umarmen. »Max«, sagte ich streng, »geh Zähneputzen. Wir warten im Auto.«

»Du bist nicht mein Boss!«, rief Max und stellte seine Müslischale mit lautem Scheppern in die Spüle. Meine Mutter schrak bei dem Geräusch zusammen, holte scharf Luft und wich zurück.

»Max!«, sagte sie laut und holte noch einmal tief Luft. Sie stützte eine Hand an die Wand, als suche sie Halt, und sprach dann leiser. »Putz deine Zähne, kleiner Mann, jetzt sofort. Sonst muss ich die Rute holen.« Sie zwinkerte ihm zu, und er grinste, weil er ganz genau wusste, dass Mama

uns niemals schlagen würde. Es war nur ein Scherz, aber wenn sie es sagte, wussten wir, dass es ihr ernst war. Dad hatte es auch immer gesagt, natürlich auch nur zum Spaß, aber seit er ausgezogen ist, hat er damit aufgehört.

Max flitzte den Flur hinab und verschwand im Bad, meine Mutter starrte ihm hinterher.

»Alles in Ordnung, Mama?« Ich fand, dass sie schneller atmete als sonst. Sie hielt die eine Hand noch immer an der Wand und stand etwas gekrümmt, die Schultern vorgebeugt.

»Geht gleich wieder, nur ein bisschen schwindelig.« Sie sah mich mit einem winzigen Lächeln an, ließ die Hand sinken und streckte den Rücken durch. »Wahrscheinlich zu viel Kaffee.«

Ich nickte, dann fiel mein Blick auf den Papierstapel, der sich auf dem kleinen Tisch an der Garderobe angesammelt hatte – vermutlich lauter unbezahlte Rechnungen. »Soll ich dir heute Abend helfen, die Schecks zu schreiben?«, fragte ich, als wir aus dem Haus gingen.

»Hmm?«, fragte sie. »Was hast du gesagt?«

»Die Rechnungen«, sagte ich gereizt. Ich wusste, dass meine Freunde ihren Eltern nicht bei solchen Sachen halfen, aber das war okay. Mama sagte, es wäre nur, weil ich eine schönere Schrift hätte als sie, aber als sie es das letzte Mal allein machen wollte, fing sie plötzlich an zu weinen, weshalb ich ihr angeboten hatte, die Schecks auszufüllen, damit sie nur noch zu unterschreiben brauchte. Max durfte dann die Briefmarken auf die Umschläge kleben; wir hatten so eine Art Spiel daraus gemacht. Aber als ich Dad davon erzählte, fand er es gar nicht lustig, und ich wollte wissen, was denn schlimm daran war, dass wir ihr halfen.

»Sie ist erwachsen, Kleines.« Er legte mir den Arm um

die Schultern und drückte mich an sich. »Du bist noch ein Kind. Es ist nicht deine Aufgabe, Verantwortung für sie zu übernehmen.«

Ich schlang meine Arme um ihn und atmete den würzigen Duft gebratenen Fleisches ein, der noch in seinem Hemd hing. Andere Väter rochen nach Rasierwasser, meiner roch nach leckeren Küchendüften. »Mir macht das nichts aus«, sagte ich. Ich mochte es nicht, wenn er sie kritisierte; ich wollte nicht, dass sie wegen mir Ärger bekam.

»Ich rede mal mit ihr«, versprach er, aber ich glaube nicht, dass er es getan hat. Seit sie geschieden waren, redeten sie nur noch miteinander, wenn es unbedingt sein musste, und dann in kurzen, knappen Sätzen, die eher wie Waffen klangen als wie Worte.

»Wann bringst du sie zurück?«, fragte Mama immer, wenn er uns jeden zweiten Samstag abholte. Dabei sah sie ihn nie direkt an; ihr Blick schwebte immer knapp über seiner rechten Schulter.

»Morgen Abend um fünf«, antwortete er dann, wobei er manchmal mit den Füßen scharrte, als könne er es kaum erwarten, endlich wegzukommen. »So wie immer.« Während wir uns fertig machten, blieb er an der Tür stehen. Seit er ausgezogen war, schien er keinen Fuß mehr in unser Haus setzen zu wollen.

»Ich will es einfach nur wissen«, würde meine Mom dann mit leicht bebender Stimme erwidern, und die Miene meines Vaters würde sich noch mehr verhärten. In diesen Momenten konnte man sich nur schwer vorstellen, dass sie sich irgendwann mal so sehr geliebt hatten, um heiraten zu wollen. Aber ich wusste, dass es so gewesen war; ich hatte ihr Hochzeitsfoto gesehen. Mama in einem weißen Traumhochzeitskleid, die blonden Haare hochgesteckt, und

Dad umwerfend gut aussehend in seinem schwarzen Anzug. Sie aß Kuchen aus seiner Hand, während er versuchte, sie zu küssen. Sie lachten und sahen sehr glücklich aus.

Als wir jetzt draußen neben dem Auto standen und Max endlich wie ein Irrer aus dem Haus gestürmt kam und Düsenflieger spielte, griff Mama plötzlich nach meiner Hand. »Was würde ich nur ohne dich machen, meine Kleine?« Sie hob meine Hand an ihre Lippen und küsste sie.

Ich lächelte, auch wenn mir ganz flau im Bauch wurde. Trotzdem würde ich ihr niemals sagen, dass ich mich das auch manchmal fragte.

»Musst du dieses Wochenende wieder zu deinem Dad?«, fragte Bree mich in der späten Mittagspause. An der Seattle Academy gibt es eine frühe Mittagspause für die Kleinen und eine späte für die Sechst- bis Achtklässler. Bree und ich saßen zusammen an einem kleinen Tisch am Fenster und nicht bei den anderen Mädchen aus der Achten. Vor uns hatten wir beide ein großes Stück Peperoni-Pizza und Schokomilch. Das war das Beste daran, auf eine Privatschule zu gehen – das Essen war genießbar. Das Schlimmste war, dass mein kleiner Bruder auf dieselbe Schule ging. Oft liefen wir uns zwar nicht über den Weg, aber manchmal, wenn er mich in den Pausen draußen oder auf dem Gang sah, fing er an, wie blöde herumzuhüpfen und zu singen: »Ava-Ava-bo-bava, banana-fanna-fo-fava ... Ava!« Ich konnte es kaum erwarten, nächstes Jahr auf die Highschool zu kommen und den kleinen Spinner erst zu Hause wieder sehen zu müssen. Ich hatte ihn wirklich lieb und alles, aber Mann, er konnte einen echt nerven!

Ich nahm eine Peperoni von meiner Pizza und steckte sie mir in den Mund. »Hm«, sagte ich, während ich kaute. »Unser Dad holt uns morgen früh ab.«

»Mit *Grace?*«, fragte sie, schielte und flatterte mit den Lidern. Bree konnte echt witzig sein, und es war ihr überhaupt nicht peinlich, wenn Leute über sie lachten, was einer der Gründe war, weshalb sie meine beste Freundin war. Sie hatte kurze blonde Haare, trug eine Brille mit Metallgestell und brauchte noch keinen BH, aber ihr schien es nichts auszumachen, dass sie anders war als die anderen, die coolen und beliebten Mädchen. Die Mädchen mit richtig reichen Eltern und eigenen iPads. Die Mädchen, die sich hinter der Turnhalle von ihren Freunden befummeln ließen. Die Mädchen, zu denen ich manchmal gern gehört hätte.

Ich lachte. »Ja. Ich hoffe immer noch, dass sie sich trennen, aber sieht so aus, als wäre es was Festes.« Brees Eltern waren auch geschieden – noch ein Grund, warum ich gern mit ihr zusammen war. Sie verstand, wie seltsam das war, zwei verschiedene Zuhause zu haben, in denen jeweils eigene Regeln galten, und Eltern, die uns zwar liebten, einander aber nicht ausstehen konnten. Ihr Dad war Anwalt in einem großen Unternehmen und musste ihrer Mom massig Unterhalt zahlen. Mein Dad gab meiner Mutter auch jeden Monat einen Scheck, aber er verdiente definitiv nicht so viel wie ein Anwalt. Dafür konnte er toll kochen, was auch nicht schlecht war.

Mehr sagte Bree dazu nicht; sie wusste, dass Dads Freundin nicht gerade mein Lieblingsthema war. Er hatte Grace Ende letzten Sommer kennengelernt, sie uns aber erst nach ein paar Monaten vorgestellt, was wahrscheinlich besser war, als sie uns gleich vor die Nase zu setzen.

Und natürlich wusste ich, dass es vorher schon andere Frauen gegeben hatte – einmal, gar nicht lange, nachdem er in das neue Haus gezogen war, hatte ich eine rosa Spitzenunterhose in seinem Wäschekorb gefunden, als wir zusammen die Wäsche gemacht hatten. Aber Grace war wie gesagt die Einzige, von der er wollte, dass Max und ich sie kennenlernten. Deshalb hatte es mich auch nicht wirklich überrascht, als sie dann letzten Mai bei ihm einzog. Dass sie mit Dad in einem Bett schlief, versuchte ich zu verdrängen, was gar nicht so einfach war, da Mama mich jedes Mal, wenn ich nach einem Wochenende bei Dad zurückkam, mit Fragen löcherte.

»Und, hattet ihr Spaß mit Grace?«, fragte sie. »Was hat sie euch zu essen gemacht?« Wenn ich ihr dann erzählte, dass wir, nachdem Dad gekocht oder Grace Pizza bestellt hatte, Scrabble gespielt oder einen Film geschaut hatten, stand sie mit hängenden Schultern da und sah mich mit einer Miene an, als hätte ich ihr ins Gesicht geschlagen. Ich fragte mich sowieso, warum sie sich nicht einfach selbst einen Freund suchte. Hübsch genug war sie doch, und wenn sie sich nur mal die Haare gemacht und irgendwas anderes als ihren Schlafanzug angezogen hätte, wenn sie uns morgens zur Schule brachte, hätte sie bestimmt mal einer von den Vätern angesprochen. Da gab es nämlich genügend, die auch geschieden waren. Aber als ich ihr vorschlug, dass sie doch auch mal weggehen könnte, winkte sie ab. »Ich habe doch euch. Mehr Liebe brauche ich nicht. Euer Daddy kann eben nicht allein sein.« *Du doch auch nicht*, dachte ich dann. *Nur dass du uns hast statt einen Mann*. Manchmal fragte ich mich, was mit ihr nicht stimmte, dass sie noch immer nicht über die Trennung von Dad hinweg war. Das war jetzt *Jahre* her. Und es war

seltsam, denn eigentlich war *sie* es gewesen, die wollte, dass er ging. Das wusste ich genau, denn ich hatte den Streit mit angehört, wegen dem er sie verlassen hatte.

»Hallo, Erde an Ava!«, sagte Bree und stupste mich mit der Spitze ihrer Chucks an. »Wir müssen los, es hat gerade geklingelt. Zeit für Sozialkunde.« Sie schnitt eine Grimasse und steckte sich den Finger in den Hals. »Fakten fressen.«

Ich musste wieder lachen, und wir räumten unsere Tablettts weg und gingen zurück zum Unterricht. Unterwegs holte mich Whitney Blake ein, deren Vater eine Bio-Supermarktkette gehörte. Whitney roch nach Zitronenshampoo und hatte glatte schwarze Haare, die ihr bis zum Hintern reichten. Zu den Lehrern war Whitney immer supernett, aber es gab in unserer Klasse kaum eine, die sie nicht schon zum Heulen gebracht hätte. Ich versuchte, ihr so weit wie möglich aus dem Weg zu gehen.

»Wie war dein Lunch, Ava?«, fragte sie und ließ eine rosa Kaugummiblase platzen. Whitney bekam jeden Tag ein von der Haushälterin gepacktes Bio-Lunchpaket mit (Huhn, Gemüse und zum Nachtisch ein mit Agavendicksaft gesüßter Vollkornkeks), und Whitney warf es jeden Tag in den Müll, um sich mit der Kreditkarte, die ihr Vater ihr überlassen hatte, in der Cafeteria zu kaufen, worauf sie Lust hatte.

Ich zuckte mit den Schultern und ging weiter, wobei ich sie verstohlen aus den Augenwinkeln musterte. Was hatte sie vor? Es war eine vermeintlich harmlose Frage, und harmlose Fragen waren nicht typisch für Whitney Blake.

»Wird das auch von deinem Stipendium bezahlt?«, fuhr sie genüsslich fort, als wir uns zwischen den anderen Schülern hindurchschoben. »Weißt du, mein Dad spendet nämlich ziemlich viel Geld für diese Stipendien. Man



Amy Hatvany

Ein Platz in deinem Herzen

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 448 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-7645-0520-2

Blanvalet

Erscheinungstermin: August 2014

Über Trauer und Vergebung, über FAMILIENBANDE und die heilende Kraft der LIEBE

Als die fünfunddreißigjährige Kelli unter ungeklärten Umständen ums Leben kommt, hinterlässt sie zwei Kinder – und ein lang gehütetes Geheimnis. Der kleine Max und die dreizehnjährige Ava ziehen zu ihrem Vater Victor, der sich gerade mit seiner neuen Freundin Grace verlobt hat. Ava ist außer sich vor Trauer; und Grace, die selbst nie Kinder wollte, kann ihr, trotz allen Mitgeföhls, die Mutter nicht ersetzen. Gemeinsam finden die beiden heraus, dass die Liebe vielleicht nicht alle Wunden heilt, man das größte Glück aber manchmal dort findet, wo man es am wenigsten erwartet.

 [Der Titel im Katalog](#)